

Arne Klawitter

Diskursanalyse als Untersuchungsmethode für literarische Texte. Foucaults Konzeption moderner Literatur

Diskursanalyse ist keine Textanalyse, aber sie wird an Texten praktiziert. Diese Feststellung markiert ein erstes großes Problem des Versuchs, die Diskursanalyse Foucaults auf literarische Texte anzuwenden. Wagt man dennoch diesen Versuch, sollte man sich stets vor Augen halten, dass die Diskursanalyse von Foucault nicht als Verfahren zur Beschreibung einzelner literarischer Texte oder gar zu deren Deutung konzipiert worden ist. Das ist in der Rezeption der Foucaultschen Diskursanalyse oft genug hervorgehoben worden.¹ Doch galt diese Feststellung oftmals zugleich als Alibi dafür, einen solchen Versuch zu unterlassen, zumindest auf dem Gebiet der Literaturwissenschaften.

Foucault hat mit der Diskursanalyse bekanntlich Wissensformationen untersucht, die man heute allgemein zu den Humanwissenschaften rechnet, d.h. zu denjenigen Wissenschaften, die als ihren Untersuchungsgegenstand den „Menschen“ als ein bestimmtes epistemologisches Konstrukt entworfen und definiert haben und die über diesen Gegenstand Aussagen hervorbringen, die innerhalb einer Gemeinschaft von Wissenschaftlern als wahr anerkannt werden. Bekanntlich behauptet man von der Literatur nicht, dass ihre Aussagen einen Wahrheitswert besitzen (sehen wir mal von einzelnen Ausnahmen ab).

Auch wenn Foucault die Diskursanalyse nicht zur Untersuchung von literarischen Texten konzipiert hat, so wird dennoch in der Literaturwissenschaft viel über die Diskursanalyse und ihre Anwendbarkeit auf Literatur gesprochen. Wie aber ist eine Applikation der Diskursanalyse auf literarische Texte möglich?

Mein Vorschlag besteht in einer Verkopplung von Literaturontologie und Diskursanalyse.² Meine Argumentation wird in drei Schritten erfolgen. Der erste Schritt besteht in einem Rückgriff auf Foucaults Literaturontologie, die er in seinen Schriften zur Literatur zwischen 1961 und 1966 entwickelt hat. Dazu ist es verständlicherweise unumgänglich genau darzulegen, wie Foucault in diesen seinen Schriften die Literatur konzipiert. Im zweiten Schritt geht es darum, aus dem Problemzusammenhang der Literaturontologie (Stichwort: „zweites Sprechen“) heraus, eine Deontologisierung vorzunehmen, die zu einer

¹ Vgl. Clemens Kammler, „Historische Diskursanalyse. Michel Foucault“, in: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, hg. von K.-M. Bogdal, Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, S. 31; Achim Geisenhanslüke, *Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 14.
² Vgl. dazu meine Dissertation, A. Klawitter, *Die „fiebrernde Bibliothek“. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur*, Heidelberg 2003.

diskursanalytischen Konzeption von Literatur führt. Schließlich soll im dritten Schritt dann die diskursanalytische Problemstellung ausformuliert werden.

Meine These, die zugleich als Leitfaden für meine Argumentation dienen soll: Aus der Menge derjenigen Sprechweisen, die als moderne Literatur betrachtet werden können, untersucht Foucault ein besonderes Sprechen, welches die nicht-signifikative Leere der Sprache sichtbar macht und als ein Versuch angesehen werden kann, ein nicht-diskursives Außen zu indizieren.

Zunächst möchte ich das theoretische Gerüst von Foucaults Literaturontologie beschreiben und einen wichtigen Unterschied zur strukturalistischen Textanalyse deutlich machen.

Erste Prämisse: Das „Sein“ der Sprache kann als ein Zustand von Sprache verstanden werden, in der Sprache nicht oder noch nicht bezeichnet. Die Annahme eines „Seins“ der Sprache beruht auf der Erkenntnis, dass etwas verdeckt wird, was uns ermöglicht zu bezeichnen.

Foucault benutzt den Begriff des Seins der Sprache noch relativ unkritisch; häufig verwendet er die Metapher des Gemurmels oder des Rauschens der Sprache, um das nicht-signifikative Sein der Sprache zu umschreiben. Das „Sein“ der Sprache kann als die Bedingung für die Signifikation angesehen werden. Foucault wendet sich mit diesem Gedanken genau dem Punkt zu, der von den strukturalistischen Texttheorien ausgeblendet wird, deren blinden Fleck also.

Zweite Prämisse von Foucaults Literaturontologie ist die Selbstimplikation des literarischen Sprechens. Sie erweist sich in Foucaults Lektüre als ein Alternativmodell zur Annahme einer Selbstreferentialität von Zeichen: Selbstreferentialität, wie man sie in den strukturalistischen Texttheorien findet, setzt sprachliche Zeichen voraus, die auf ihr Funktionieren in einem Zeichenzusammenhang *verweisen* und damit *zeigen, dass sie zeigen*. Die Selbstimplikation des Sprechens meint zunächst, dass das Sprechen sich selbst zur Voraussetzung hat. Während das referentielle Sprechen als ein Sprechen in bezug auf einen Code oder auf der Grundlage eines Codes aufgefasst werden kann und das selbstreferentielle Sprechen als ein Sprechen über einen Code, hat das Sprechen nach der These der Selbstimplikation die Sprache in ihrem nicht-signifikativen Sein zum Gesetz. Es handelt sich um ein Sprechen ohne einen Code bzw. um ein Sprechen, dessen einzige Bedeutung ist zu signalisieren, dass es nicht bedeutet; mit anderen Worten: *es zeigt, dass es nicht zeigt*.

Foucault versucht in seinen Schriften zur Literatur in Ausarbeitung seiner Literaturontologie eine analytische Basis für die Untersuchung relativ kleiner Textmengen zu schaffen.

Gewöhnlich betrachtet man diese Phase als Vorstufe zur Diskursanalyse und hat sie deshalb auch in der Forschungsliteratur weitgehend vernachlässigt. Aber man sollte nicht unbeachtet

lassen, dass sich Foucault *nur* in dieser Phase mit Literatur beschäftigt hat, und zwar in einer sehr intensiven Art und Weise. Obwohl man also in der Literaturwissenschaft den Namen Foucaults stets mit der Diskursanalyse verbindet, hat Foucault nie eine diskursanalytische Untersuchung von Literatur vorgelegt. Dieser Umstand sollte unbedingt zu denken geben. Ebenso wie die Vermutung, dass sein Interesse für Literatur mit der Erarbeitung der Diskursanalyse erloschen zu sein scheint.

Eine literaturontologische Lektüre setzt bei den Figuren der Reduplikation von Sprache an. Die sprachlichen Spiegelungen, Verdopplungen und Wiederholungen bilden im Text spezifische Konfigurationen aus, die sich als historisch verschiedene Seinsweisen des „Seins“ der Sprache bzw. des (literarischen) Sprechens, das dieses „Sein“ indiziert, auffassen lassen. Foucault deutet also die sprachlichen Wiederholungen als Selbstrepräsentation der Sprache in der literarischen Rede, wobei diese Selbstrepräsentation verschiedene Formen annehmen kann: Spiegelung des Werkes in der Erzählung, imaginäre Einschübe, Spiegelreflexion des Todes, die Bestreitung der eigenen Existenz als Literatur usw. „Selbst wenn die Verdoppelung der Sprache verborgen bleibt, so ist sie doch konstitutiv für ihr Sein als Werk, und die Zeichen, die davon erscheinen können, muss man als ontologische Hinweise lesen [d.h. als Hinweise auf das „Sein“ der Sprache, A.K.]“³ Die Auflistung und Klassifizierung solcher Formen der Sprachverdopplungen sowie die Analyse ihrer Funktions- und Transformationsgesetze könnte Foucault zufolge zu einer „formale[n] Ontologie der Literatur“⁴ führen.

Das literaturontologische Gerüst Foucaults sei nun mit einigen Beispielen aufgefüllt. In diesem Zusammenhang möchte ich es nicht versäumen, die Skizze einer historischen Literaturontologie nachzuzeichnen, die Foucault in einzelnen Texten entworfen hat⁵. Foucault geht in seiner Literaturontologie also zunächst davon aus, dass die Duplikation konstitutiv für die Entstehung des sprachlichen bzw. literarischen Werkes ist. Die Form der Duplikation begreift Foucault als einen ersten ontologischen Hinweis auf das „Sein“ der Sprache, und zwar in Gestalt einer Selbstverdopplung innerhalb des sprachlichen Werkes. Nach Ansicht Foucaults finden sich Anzeichen solcher Selbstrepräsentation von Sprache, d.h. der Indikation von Sprache in ihrem Sein bereits am Ursprung der abendländischen Literatur: im Werk Homers. Im achten Gesang der *Odyssee* gelangt Odysseus auf seiner Irrfahrt in das Land der Phäaken, wo er an einem Festspiel teilnimmt. Odysseus hat sich zu diesem Zeitpunkt den

³ M. Foucault, „Die Sprache, unendlich“, in: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Band I: 1954-1969, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, S. 546 (im Folgenden als *Schriften I*), S. 346.

⁴ Ebd., S. 348.

⁵ Zu nennen sind hier insbesondere die Aufsätze „Das unendliche Sprechen“ bzw. „Sprache, unendlich“, wie der Titel in der Neufassung heißt, „Der Wahnsinn, das abwesende Werk“ und „Das Denken des Außen“.

Phäaken noch nicht zu erkennen gegeben. Er lauscht dem Vortrag eines Sängers und vernimmt seine eigene Geschichte, seine eigenen Abenteuer, so als ob er bereits tot wäre und zur Legende geworden. Die Erzählung des *Odysee* spiegelt sich im Werk selbst.

Ein ähnliches Phänomen ist von den *Geschichten aus 1001 Nacht* bekannt. Dort gibt es inmitten der Episoden eine Geschichte, in der erzählt wird, wie Scheherazade, um ihrem Tode zu entinnen, gezwungen wird, dem König Geschichten zu erzählen, die sie – im Zirkellauf ihrer Erzählung – tatsächlich gerade dabei ist zu erzählen.

Diese erste „Stufe“ der Selbstrepräsentation von Sprache nennt Foucault das „sprachliche Werk“. Hier macht sich das „Sein“ der Sprache lediglich in Rissen an der Oberfläche des Werkes bemerkbar. Die Literatur als solche hingegen ist laut Foucault erst eine relativ junge Erscheinung und entstand im heutigen Sinne etwa in der Mitte oder gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die vorsichtige Ausdrucksweise („Literatur im heutigen Sinne“) sollte an dieser Stelle nicht unberücksichtigt gelassen werden, denn zum einen kann nicht ausgeschlossen werden, dass Einzelwerke bereits so funktionierten, wie wir es von der Literatur behaupten (Foucault erinnert an den *Don Quijote* von Cervantes), zum anderen aber ergibt sich ein erkenntnistheoretisches Problem, denn rückblickend werden sämtliche sprachlichen Werke auf der Grundlage der gegenwärtigen Vorstellung von Literatur gelesen und folglich auch als Literatur wahrgenommen.

Während das sprachliche Werk nach Ansicht Foucaults die *Rhetorik* zur Voraussetzung hat, sieht er die Literatur an das Prinzip der *Bibliothek* gebunden. Damit ist gemeint, dass die Existenzberechtigung eines Buches darin besteht, alle anderen Bücher in sich aufzunehmen bzw. auszulöschen, um sich selbst (d.h. seine Existenz) zu legitimieren. Als Fallbeispiel gilt das Werk von de Sade, der innerhalb der Literatur eine Art negatives Doppel der Philosophie (der Gottes-Idee, der Moralphilosophie, die auf der Natürlichkeit beruht usw.) errichtet, um diese Philosophie gleichzeitig auszulöschen.

Die sprachliche Figurationen, die Foucault konkret in literarischen Texten untersucht, indizieren die Präsenz der Sprache im Moment ihres Nicht-Bedeutens. Scheinbar unbedeutend sind die Dinge, die in solchen Texten erzählt werden, und nicht-signifikativ sind die Indikatoren, die durch bedachte diskursive Konstruktionen exponiert werden. Die häufigste Metapher für das leere (nicht-signifikative) „Sein“ der Sprache, die beispielsweise bei Poe und Mallarmé Verwendung finden, ist das weiße Blatt Papier, das gleichsam als Unterlage für das Schreiben vorhanden sein muss. Sobald aber die Buchstaben auf das Blatt Papier gesetzt werden, verliert man die Aufmerksamkeit für das weiße Blatt und wendet sich ausschließlich den Buchstaben und ihrer Bedeutung zu.

Die dritte Phase, die moderne Literatur, ließe sich anhand der Erzählungen von Raymond Roussel veranschaulichen. Roussel⁶ entwarf zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestimmte Verfahren, die eine Art Wiederkehr mit Abweichung zum Konstitutionsprinzip der Texte machten. Das Bemerkenswerte dabei ist, dass die Überschreitung nicht durch eine Überschreitung der sprachlichen Normen wie der Grammatik oder eine Überschreitung der Verständlichkeit erreicht wird. Im Gegenteil. Es handelt sich über weite Strecken um banale Geschichten oder um Beschreibungen von Bildern.

Kommen wir nun zum Verfahren, das Roussel anwendet: Ausgehend von zwei gleichlautenden, nur in einem Buchstaben abweichenden Wörtern werden zwei Sätze gebildet, deren andere Wörter (vorrangig Substantive) allesamt doppeldeutig sind. Ich wähle als Beispiel die Erzählung *Parmi les Noirs* aus. Die Erzählung beginnt mit dem Satz: „Les lettres du blanc sur les bandes du vieux billard.“⁷ Der letzte Satz der Erzählung gleicht dem ersten bis auf eine winzige Abweichung, denn statt *billard* lesen wir *pillard*.

Ausgehend von dieser sprachlichen Differenz, jener schriftbildlichen Spiegelung von b/p, kam es für Roussel darauf an, eine Erzählung zu schreiben, die mit dem ersten Satz anfangen und mit dem zweiten aufhören konnte. Der erste Satz lautet in der Übersetzung: „Die Buchstaben aus Weiß auf den Randstreifen des alten Billardtischs.“ Und der letzte Satz: „Die Briefe des Weißen über die Banden des alten Plünderers.“⁸

Um die Differenz wahrnehmbar zu machen, muss ein Zwischenraum eröffnet werden, der aus einem Text besteht, welcher allmählich den Bedeutungswandel jener Ausgangswörter vorbereitet. In der erzählten Geschichte werden dazu zwei Serien konstruiert: einerseits die Welt Afrikas, die Gefangennahme der Reisenden, die Beschreibung des Stammesführers, schließlich die Flucht; und andererseits die Gesellschaft im Zimmer mit dem Billardtisch. Der Text der Erzählung dient lediglich dazu, mit Hilfe der Rahmensätze eine rein sprachliche Welt ohne signifikativen Charakter zu eröffnen. Die Funktion der Erzählung besteht damit weniger darin, eine abenteuerliche Geschichte zu erzählen (das wäre nur eine Maske, die sich auf der Ebene der Darstellung über die sprachliche Verfasstheit des Textes legt), sondern die Verschiedenheit der beiden Sätze, die ansonsten dem Zufall überlassen bliebe, zu verdeutlichen.

⁶ Raymond Roussel (1877-1933), ein französischer Schriftsteller der frühen Moderne, war Zeit seines Lebens ein literarischer Außenseiter. Seine Romane wurden von seinen Zeitgenossen als unverständlich und unlesbar abgetan. Obgleich in den 20er Jahren die Surrealisten auf sein Werk aufmerksam wurden, galt es bis weit in die 40er und 50er Jahre als esoterische Sprachmystik, die ein Schein des Geheimnisvollen umgibt.

⁷ Raymond Roussel, „Parmi les noirs“, in: ders., *Comment j'ai écrit certains de mes livres*, Paris: Pauvert 1963, S. 163.

⁸ Vgl. Raymond Roussel, „Unter den Schwarzen“, in: *Raymond Roussel. Eine Dokumentation*, hg. von Hanns Grössel, München: Edition Text und Kritik 1977, S. 47 und 54.

In der Eröffnung der Differenz sieht Foucault sich einen Raum der Sprache abzeichnen: ein „mit Umsicht zustande gebrachter weißer Raum in der Sprache, der innerhalb des Wortes selbst seine arglistige, öde und fallenreiche Leere eröffnet“⁹. Roussel verdoppelt nicht die vorhandene Welt mit oder um eine andere, sprachliche; seine Rede zielt vielmehr darauf, „durch die spontanen Verdopplungen der Sprache einen ungeahnten Raum [zu] *entdecken* und ihn durch bis dahin ungesagte Dinge *ab[zu]decken*“¹⁰.

Der Sinnentzug bzw. die semantische Leere wird in Roussels späteren Romanen noch spürbarer. Seine durchdachten Verfahren produzieren – ähnlich wie die Zwölftonmusik Schönbergs – Wortreihen, die auf der Grundlage des Kodes der Alltagssprache ohne Sinn sind, wie etwa: ein Helot (d.h. eine Statue) gleitet auf Schienen aus Kalblunge hin und her oder ein Krokodil lehnt an einem Sonnenschirm...

Dass Foucault wichtige Thesen der Literaturontologie in die Diskursanalyse übernimmt, erkennt man unschwer an den Aussagen, die er in *Die Ordnung der Dinge* [*Les mots et les choses*] über Literatur macht, wenn er z.B. davon spricht, dass die Literatur immer mehr als das erscheint, „was gedacht werden muss [...], aber in keinem Fall ausgehend von einer Theorie der Bedeutung gedacht werden kann“¹¹ (und genau in diesem und nur in diesem Zusammenhang spricht Foucault von einem „Gegendiskurs“).

Die Literaturontologie stellt Foucault aber auch vor ein Problem: Sie eröffnet zwar den Blick auf eine Untersuchungsebene des literarischen Sprechens jenseits von Referenz und Selbstreferenz, auf einen Formationszusammenhang des Sprechens, der nicht mit Saussures Zeichenmodell zu begreifen ist. Die Sprachontologie stellt jedoch keine geeignete Analytik zur Verfügung, um diese Konstitutionsbedingungen eingehend zu untersuchen. Ihre Funktion ist also insbesondere darin zu sehen, dass sie die Möglichkeit eröffnet, einen Raum der Sprache zu denken, in dem die Sprache in ihrer Form und als Zeichenmaterial jenseits *jeglicher Referenzfunktion* sichtbar wird, was eine wesentliche Voraussetzung für eine Wissensarchäologie darstellt. Was deshalb methodisch gesehen die Literaturontologie für Foucault so interessant machte, war, dass sie ihm eine Außenposition gewährte, die ihm zugleich einen Abstand zur strukturalistischen Auffassung von Sprache einräumte. Von dieser Außenposition aus gelang es ihm schließlich, die Signifikationsprozesse und Sinnkonstruktionen nach ihren diskursiven Bedingungen zu befragen, die man auf der

⁹ Michel Foucault, *Raymond Roussel*, Frankfurt/M. 1988, S. 22.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M. : Suhrkamp 1974, S. 77.

Grundlage des strukturalistischen Zeichenmodells nicht sehen und nicht problematisieren konnte.

Mit *La pensée du dehors* hebt Foucault die Literaturontologie auf eine neue Stufe; genau genommen wird in diesem Aufsatz die Literaturontologie in eine diskursanalytische Problemstellung überführt. Wir kommen damit zum zweiten Schritt meiner Argumentation und zum überaus bedeutsamen Punkt der Deontologisierung.

Bereits in seinem Text über Bataille, *Préface à la transgression*, führt Foucault den Begriff eines „zweiten Sprechens“ [*un langage second*] ein. Der Begriff „zweites Sprechen“ ist allerdings ungenau, sogar irreführend; es handelt sich eher um ein verdoppeltes oder gegabeltes oder zweigeteiltes Sprechen, das mit diskursiven Mitteln deutlicht macht, dass es nicht signifiziert. Damit wird das textuell konstruierte Gemurmel der Sprache bzw. der Sinnenzug zum diskursiven Ereignis, und es bedarf nicht länger der ontologischen Behauptung eines Seins der Sprache. Die Konzeption des „zweiten Sprechens“ berührt folglich den allgemeinen Status der Ontologie. Im Zuge einer umfassenden Deontologisierung eröffnet sich der Weg zur Diskursanalyse.

Sobald also Foucault dazu übergeht, das nicht-signifikative Sein der Sprache als diskursives Konstrukt zu begreifen und es nicht mehr als fundamentale Seinsweise der Literatur zu behaupten, vollzieht er den ersten Schritt hin zu einer diskursanalytischen Problematisierung von Literatur. Das „zweigeteilte Sprechen“ impliziert gewisse Regelmäßigkeiten des Sprechens, die aber nicht aus den Regeln der Bedeutungsproduktion abgeleitet werden können. Es zwingt also den literaturwissenschaftlichen Blick, von der Repräsentationsfunktion der Sprache zur Indikationsfunktion der Sprache überzugehen und Unterscheidungen in den Weisen der Indikation vorzunehmen.

Die Konzeption eines „zweigeteilten Sprechens“ führt Foucault schließlich zur Annahme einer diskursiven Formation als einem epistemisch bedingten Redekonstrukt. Die Betrachtung der epistemischen Bedingtheit von Aussagen könnte dann als ein zweiter Schritt aufgefasst werden, den Foucault im Zuge seiner Deontologisierung vornimmt. Schließlich vollzieht Foucault die notwendig gewordene Deontologisierung in *Les mots et les choses*, indem er zeigt, dass das Wissen von den empirischen Gegenständen sich nicht auf ontologische Gegebenheiten zurückführen lässt, sondern von den Regeln bestimmter diskursiver Formationen hervorgebracht wird, die historisch veränderlich sind. Die historisch spezifische diskursive Formation versucht er wiederum über das epistemische Kohärenzprinzip, das der epochalen Diskursordnung gleichsam zugrunde liegt, zu bestimmen.

In *La pensée du dehors* fasst Foucault seine literaturontologischen Überlegungen zusammen und leitet daraus eine diskursanalytische Problemstellung ab, die für eine Analyse des literarischen Sprechens von großer Bedeutung sein könnte. In seiner Lektüre von Blanchots literarischem Werk und seinen literaturkritischen Schriften entwickelt er das Konzept eines „Diskurses über den Nicht-Diskurs jeglicher Sprache“¹² (besser vielleicht: jedes Sprechens). Dazu beleuchtet er die diskursive Funktion jenes „zweigeteilten Sprechens“. Die diskursive Funktion eines Sprechens, das zeigt, dass es nicht zeigt und somit die nicht-signifikative Leere der Sprache indiziert, erkennt er nun darin, dass es ein nicht-diskursives Außen artikuliert. Dieses Außen wird, literaturgeschichtlich betrachtet, zunächst als Erfahrung vermittelt (die Erfahrung der Absenz Gottes bei Hölderlin zum Beispiel); gegen Ende des 19. Jahrhunderts konstituiert sich dann das selbstimplizite Sprechen als Diskursformation. Mallarmé verfasst ein ungeschriebenes Buch und umlagert diese Abwesenheit des Buches mit kritischen Reflexionen; Roussel entwickelt spezielle Verfahren, die darauf abzielen, sprachliche Differenzen zu verdeutlichen, in deren Mitte der Raum einer sprachlichen Leere sichtbar wird. Mit Bataille und Blanchot wird schließlich das selbstimplizite Sprechen in seiner Entzugsbewegung reflektiert und zu einem Wissen von der Grenze der epistemisch fundierten Diskursivität. Das wird, folgt man Foucaults Darlegung, durch die doppelte Umkehrung von Reflexion und Fiktion möglich: Auf der einen Seite muss sich die im Zuge der Subjektphilosophie verinnerlichte Reflexion nach außen kehren. Das reflektierende Subjekt findet sich dabei in die Leere des Außen (seiner Bedingtheit durch das ihm Äußerliche) gestoßen, in der es schließlich verschwindet. Auf der anderen Seite wirkt die literarische Fiktion einer Überdetermination der Bedeutung entgegen. Sie zieht ihre Kraft nicht mehr aus dem Reichtum ihrer sprachlichen Bilder und ihrer Bedeutungsmöglichkeiten; sie transformiert und verschiebt ihre sprachlichen Bilder und eröffnet einen Zwischenraum zwischen ihnen, der seine Leere (die Leere der Sprache) ausstellt. „Das Fiktive liegt weder in den Dingen noch in den Menschen, sondern in der unmöglichen Wahrscheinlichkeit dessen, was zwischen ihnen ist: in den Begegnungen, der Nähe des Fernsten, Verstellung des Vertrautesten. Die Fiktion besteht also nicht darin, das Unsichtbare sichtbar zu machen, sondern zu zeigen, wie unsichtbar die Unsichtbarkeit des Sichtbaren ist.“¹³

Durch die doppelte Umkehrung von Fiktion und Reflexion lösen sich die traditionellen Bestimmungen von Literatur und Kritik soweit auf, dass die Unterschiede zwischen beiden zu

¹² M. Foucault, „Das Denken des Außen“, in: *Schriften I*, S. 679.

¹³ Ebd., S. 678. (Hier in der Übersetzung von Walter Seitter aus: Michel Foucault, *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt/M.: Fischer 1987, S. 52.)

verwischen drohen. Doch gleichzeitig gibt Foucault eine neue Bestimmung und macht damit die Neuartigkeit des sich abzeichnenden Diskurses verständlich. Er definiert den „Diskurs über den Nicht-Diskurs jedes Sprechens“ über seine diskursive Funktion, ein nicht-diskursives Außen zu indizieren. Die Texte von Roussel, Bataille, Blanchot und Klossowski, die Foucault in einer Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen untersucht, gehören seiner Ansicht nach zu dieser Formation eines „Diskurses über den Nicht-Diskurs“. Damit überführt Foucault seinen avancierten literaturontologischen Literaturbegriff, den er in seinen frühen sprachontologischen Überlegungen zur Literatur entfaltet hat, in eine diskursanalytische Konzeption literarischen Sprechens.

Aber genau in dem Augenblick, als Foucault den „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ in seiner Funktion erfasst und in seinen Regeln beschreibt, verlässt er den Raum der Literatur und wendet sich endgültig den Formationen des Wissens zu. Offensichtlich findet Foucault in der Konzeption des „Diskurses über den Nicht-Diskurs“ eine Lösung für ein grundlegendes Problem, das ihm ein neues Arbeitsfeld eröffnet. Foucaults Problem, das sich bereits in der *Histoire de la folie* zeigt, ist die Frage, wie es möglich ist, die Bedingtheit des eigenen Denkens zu denken, d.h. zu hintergehen und zu reflektieren. Jeder Sprech- und Denkordnung liegt nämlich notwendig ein Ausgeschlossenes zugrunde, das gleichzeitig als deren Bedingung angesehen werden kann: ein Ausgeschlossenes, ein Außen. Die Literaturontologie hat es Foucault ermöglicht, mit der Annahme eines Seins der Sprache diesen Zusammenhang zu denken: Was in der signifikativen Rede notwendig ausgeschlossen werden muss, ist das nicht-signifikative Sein der Sprache. Im Raum der Literatur beobachtet Foucault nun ein selbstimplizites Sprechen, das genau dieses „Sein“ der Sprache als einen blinden Fleck der Signifikation indiziert. Betrachtet man Hölderlins Dichtung vom abwesenden Gott, Sades Rede der Überschreitung, Mallarmés Poetik der Abwesenheit, dem Sprachspiel von Roussel und den Reflexionen von Blanchot aus dieser Perspektive, so erkennt man, wie in den Kanon der Literatur eine sonderbare Rede hereinbricht, die eine Erfahrung eines nicht-diskursiven Außen artikuliert. Dennoch proklamiert Foucault keine neue Literatur und keine neue Philosophie. Entscheidend für ihn ist vielmehr, dass der „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ den Außenstandpunkt bietet, von dem aus die Formationen des Wissens in ihren Regelmäßigkeiten beschrieben werden können. Foucault muss dazu lediglich dem Grenz-Diskurs, den er in der Literatur aufgespürt hat, über die Literatur hinaus folgen. Hält man jedoch an dem Moment fest, den *La pensée du dehors* im Denken Foucaults über Literatur markiert, dann ließe sich als ein möglicher Untersuchungsgegenstand die Analyse des Formationszusammenhangs desjenigen Sprechens umreißen, welches die nicht-

signifikative Leere der Sprache indiziert. Dieser Formationszusammenhang könnte als „Diskurs über den Nicht-Diskurs jedes Sprechens“ konzipiert werden. Nachdem man diese Diskursformation individualisiert hat, müsste sie nach ihren diskursiven Regularitäten und ihrem Formationsprinzip befragt werden. Dazu können die Figuren der Selbstrepräsentation von Sprache (also jene Figuren der Wiederholung und Verdopplung, die der Literaturontologie als Indikationen für das „Sein“ der Sprache gelten) als diskursive Ereignisse aufgefasst werden, die jenen „Diskurs über den Nicht-Diskurs jedes Sprechens“ konstituieren.

Die Voraussetzungen für dieses Vorhaben kann man in Foucaults Konzeption des Diskurses finden. Foucault begreift den Diskurs als eine Ordnung, die determiniert, was zu einem bestimmten Zeitpunkt auf welche Weise gesagt und gedacht werden kann und was nicht. Der Grundgedanke dabei ist, dass jeder Diskurs notwendig etwas ausschließt, aber diesen Sachverhalt verdeckt; d.h. das Draußen bleibt unsag- und undenkbar; es ist nicht das Ungedachte, sondern das Denkmögliche.

Das grundsätzliche Problem ist folglich, wie man die dem Denken vorausgehenden Bedingungen denken kann, wenn sie zugleich durch das sie denkende Denken verdeckt werden. Anders ausgedrückt: Wie kann man eine Determination sichtbar machen, die vom Punkt des Determinierten aus nicht sichtbar ist? Das ist bereits der Rahmen für eine Diskursanalyse. Und diese Problemstellung ist bereits in den literaturontologischen Überlegungen enthalten.

Nun bietet die moderne Literatur für Foucault einen Anhaltspunkt zur Lösung dieses Problems: Denn sie macht sichtbar, dass wir in unserer kulturellen Selbstgewissheit der jeweils praktizierten Diskursordnung immer etwas draußen lassen und dass es dieses Außen ist, das genau die spezifische Seinsweise des Diskurses konstituiert, das aber, solange wir in dieser Ordnung bleiben, nicht sichtbar, nicht sprechbar und nicht denkbar ist. Diese Überlegung bildet also die Grundlage für Foucaults Konzeption eines „Diskurses über den Nichtdiskurs jedes Sprechens“.

Fassen wir kurz den Gedankengang Foucaults zusammen: Die Literaturontologie nimmt ein „Sein“ der Sprache an, dass im selbstimpliziten literarischen Sprechen angezeigt bzw. sichtbar gemacht wird. Literatur eröffnet demnach einen Raum der Sprache, wo sich Sprache durch Figuren der Reduplikation selbst repräsentiert und ihr eigenes leeres „Sein“ ausstellt, indem sie bestimmte Konfigurationen von Wiederholungen und Verdopplungen konstruiert, die zeigen, dass sie nicht signifizieren. Sobald die nicht-signifikative Leere der Sprache

strategisch durch diskursive Konstruktionen indiziert wird, kann man in diesem Zusammenhang von einer diskursiven Formation der Rede über das Sein der Sprache sprechen. Die diskursive Funktion einer solchen selbstimpliziten und die Leere der Sprache anzeigende Rede bestimmt Foucault darin, ein nicht-diskursives Außen zu indizieren. Für die Diskursanalyse des literarischen Sprechens heißt das: Die Figuren der Selbstrepräsentation von Sprache (also jene Figuren der Wiederholung und Verdopplung, die der Literaturontologie als Indikationen für das „Sein“ der Sprache gelten), können nun als durch bestimmte Strategien hervorgebrachte diskursive Ereignisse aufgefasst werden, die einen „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ konstituieren und dementsprechend den Untersuchungsgegenstand einer Diskursanalyse abgeben können.